Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 25 (1998)

Artikel: Der Dichter Heinrich Federer und seine Kritiker
Autor: Schweizer, Edwin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883499

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Dichter Heinrich Federer und seine Kritiker

Edwin Schweizer, Zürich

Biografisches

Zum Auffrischen: Am 7. Oktober 1866 Geburt Heinrich Federers in Brienz (BE). Jugend in Sachseln, Theologiestudium, Priesterweihe 1893. Kaplan in Jonschwil. Von 1899 bis 1902 Redaktor der «Zürcher Nachrichten», dann freier Schriftsteller. Tod am 29. April 1928 in Zürich, wo sein Ehrengrab ist.

Zu den wichtigsten Werken zählen: «Lachweiler Geschichten», «Berge und Menschen», «Pilatus», «Jungfer Therese», «Das Mätteliseppi», «Papst und Kaiser im Dorf», «Regina Lob», «Am Fenster», dazu die zahlreichen kürzeren Erzählungen, von denen «Sisto e Sesto» und «Das letzte Stündlein des Papstes» am berühmtesten geworden sind. – Von 1903 bis zum Tode lebt Heinrich Federer als freier Schriftsteller in Zürich, bis Frühjahr 1919 in einer Wohnung an der Billrothstrasse 18, dann im eigenen Haus an der Bolleystrasse 44, wo heute eine Gedenktafel angebracht ist.

Anfangs hält sich der Freischaffende mit Kritiken und Feuilletons über Wasser und schreibt Erzählungen für die Schublade. 1908 gelingt ihm unerwartet der literarische Durchbruch. Bei einem Preisausschreiben in Berlin erzielt seine Novelle «Vater und Sohn im Examen» den ersten Preis. Der Name Federer wird darauf schlagartig bekannt. Ab 1911 bringt der Grote-Verlag in Berlin in rascher Folge seine Bücher in hohen Auflagen heraus. Die Arbeit Federers wird jedoch immer wieder von hartnäckigen Asthmaanfällen, wochenlangen Krankheitsperioden und Kuraufenthalten in Gais, im Tessin sowie in seiner italienischen Lieblingsregion Umbrien unterbrochen.

Das letzte Lebensjahrzehnt bringt dem Dichter mancherlei Ehrungen. Der Gottfried-Keller-Preis wird ihm zugesprochen, die Universität Bern verleiht ihm den Doktorgrad ehrenhalber, und die Gemeinde seiner Jugend schenkt ihm das Ehrenbürgerrecht. Beglückende Anerkennung für den bescheidenen Mann, der mit fortschreitendem Alter die Mühsal seiner Lebenskrankheit immer mehr spürt. Als der ehemalige Kaplan aus Jonschwil mit 62 Jahren stirbt, gilt er als einer der bedeutendsten neueren Erzähler deutscher Sprache.

Erinnerungstafel in Jonschwil.

Argwohn

«Ich möchte Dir wie einer, der sein Glück nicht allein zu tragen weiss, mitteilen, dass ich diese Worte bereits mit priesterlichen Händen niederschreibe, dass ich diesen Morgen in der Frühe das ersehnte göttliche Ziel erreicht und vom Bischof die heilige Weihe empfangen habe...», schreibt Federer am Tage der Priester-

weihe (18. März 1893) seinem Jugendfreund Anton Stockmann, dem späteren Kunstmaler. Nach endlosen Mühen am Ziel angelangt – und dennoch legt er das Amt als Seelsorger in Jonschwil schon nach sechseinhalb Jahren nieder. Nur aus gesundheitlichen Gründen? – Der Kaplan wird Ende 1899 Redaktor in Zürich und steht vor einer glänzenden journalistischen Karriere. Bis 1902 das Unheil hereinbricht. Öffentliche Ächtung eines Klerikers – ein gefundenes Fressen für die antikatholischen Spötter.
Und zum Asthma in Federers Leben? – Böswillige Zungen äusserten den Verdacht, dass zwischen seiner beinahe lebenslangen asthmatischen Erkrankung, seiner scheu verborgenen, aus mancher Textpassage allerdings keck hervorguckenden homophilen Neigung und seinem ihn geistig und gesellschaftlich einengenden zölibatären Priesterberuf ein Zusammenhang bestehen könnte. Kompetenz auf medizinischem Gebiet ist nicht gefragt.

Priester aus Zwang?

Neuere Biografen haben ihre Fragezeichen gesetzt, ob sich Federer wirklich ganz frei und unangefochten für den Priesterberuf entschieden habe. War er nicht gedrängt durch die fromme Erziehung, durch die Fessel seiner Krankheit, durch die Armut seines Elternhauses? Wäre für ihn ein akademisches Studium überhaupt denkbar gewesen ausser der Theologie?
Federers Entschluss zum geistlichen Beruf sanfter Zwang des Schicksals also, im Hinblick auf seine physische Veranlagung etwa? – Aus vielen Briefzeugnissen und bei genauerem Betrachten seines Lebenslaufes wird jedoch deutlich, wie sehr ihm sein Priestertum inneres, ernsthaftes Anliegen war, wenn ihn auch die äusseren Umstände gezwungen haben, die Kanzel mit dem Schreibtisch zu vertauschen.
Es besteht kein Grund, dem jungen Federer eine falsche Motivation bei seiner Berufswahl zu unterstellen. Auch wenn zu sagen ist, dass ein anderes Studium als das weitgehend kostenlose der Theologie für den mittellosen, auf gnädig gewährte Stipendien angewiesenen jungen Mann wohl auch aus ökonomischen Gründen trotz der schon deutlich zutage tretenden literarischen und historisierenden Ambitionen gar nicht in Frage kam.
Ja, seine Briefe lassen keinen Zweifel offen: «Wie unrecht taten mir alle, welche denken mochten, bei Reichtum und sorgloser Lebenslage hätte ich wohl einen anderen Weg eingeschlagen. Oh nein, die Luft, in der ich unter der Obhut meiner guten Mutter aufwuchs, hat mich schon in den Kinderjahren den freudigen Drang nach dem Priestertum einatmen lassen, und nie hat meine Seele seither sich an einem andern Brote als diesem genährt. Es ist wahr, während meinen vier theologischen Jahren bin ich gehörig ins Treiben der Welt geraten... Aber das darf ich Dir gestehen, dass ich rein verblieb, wie es der Himmel von seinem Altardiener fordert. Mir galt mein Beruf unendlich viel höher als jener an sich gewiss auch so edelschöne Drang junger Geliebter. Wohl aber haben die Erkenntnisse mir die nützliche Einsicht gebracht, dass man gegen jene echten Herzensverbindungen als Priester nicht so schnell wettern und donnern soll.» (An Anton Stockmann, 5. Januar 1893.) Oder an Pfarrhelfer J. Rohrer (ebenfalls ein Jugendfreund) gegen Ende seines Lebens: «Ich aber danke Gott für jede priesterliche Gnade und Freude in meinem Leben, und noch keine Minute in meinem Leben hätte ich gewünscht, Laie zu sein, obwohl ich seit vielen Jahren so wenig vom Priestertum mehr aktiv erlebe oder mitwirken kann.» (18. Februar 1928)
Heinrich Federer ist kein halbherziger Priester, kein oberflächlicher Kaplan in Jonschwil gewesen. Gewiss, während des ganzen Studiums hat er sich stets mit literarischen Fragen befasst, oft mehr als mit theologischen. Und gegen Ende der Jonschwiler Zeit ist der Wunsch stärker geworden, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Seines sprachlichen Talents wegen ist er 1899 unerwartet an die Redaktion der «Zürcher Nachrichten» berufen worden. Und später, als berühmter Dichter? – Nie hat er seinen ursprünglichen Beruf verleugnet. Zudem: Welcher Priester hatte eine grössere «Pfarrgemeinde» als Heinrich Federer mit seinen Tausenden von Lesern?

Warum Amt und Ehre verloren?

Das Jahr 1902 ist die dunkelste Seite in seinem Lebensbuch. – Anfangs August wird Redaktor Federer schockartig aus dem Berufsleben gerissen. Auf Anzeige eines Anwalts und des Wirts im Hotel «Stanserhorn» verhaftet man ihn wegen angeblicher Verführung eines Minderjährigen. Auf demütigende Weise überführt man ihn ins Gefängnis Stans, wo er vom 2. bis 26. August in Untersuchungshaft sitzt. Die ursprüngliche Anklage, beruhend auf Schlüsselloch-Indizien anonymer Verleumder, wurde zwar durch das Obergericht von Unterwalden am 15. Januar 1903 weitgehend entschärft. Der Verurteilung zu einer Geldstrafe von 300 Franken «wegen unanständigen und ärgerniserregenden Benehmens» konnte er jedoch nicht entgehen.

Heute kann mit Recht angenommen werden, dass Federer keine moralische Schuld auf sich geladen hat. Er selbst hat von Anfang an seine Unschuld beteuert. Beweise lagen keine vor. Die Folgen für den sensiblen Mann waren verheerend. Der Vorfall brachte ihn an den Rand des materiellen und seelischen Ruins. Sein guter Ruf war dahin.
Er musste als Redaktor den Abschied nehmen und verlor somit auf einen Schlag Einkünfte und Ehre. Das Ereignis gab Anlass zu Schlagzeilen in der Presse. An bissigen und höhnischen Kommentaren fehlte es nicht, und auch vermeintlich gute Freunde zeigten mit dem Finger auf den «gefallenen» Kleriker. – Jetzt war Federer «freier Schriftsteller», aber geächtet und arm wie eine Kirchenmaus.

Der schwere Schnauf

Das Leben und Schaffen Federers war bestimmt durch zwei Schicksalsmächte: einmal durch das Erbgut seines Vaters Paul, eines hochbegabten, aber liederlichen Mannes, dann durch das Dauerübel Bronchialasthma, das der pflichtvergessene Vater tragisch mitverschuldet hatte. – Der schwere Schnauf. Die Brust. Das war das beherrschende Hemmnis seiner Tage und Nächte. Seit frühester Kindheit nahm ihm das Asthma den freien Atem, die Lust zur Arbeit, die Möglichkeit, das Leben wie andere zu geniessen. Mehr noch, sein künstlerisches Genie, seine schriftstellerischen Talente voll auszuschöpfen. Gehemmt im Leben, gehemmt im Dichten, so schlichen seine Tage dahin, so versuchte er den kranken Schnauf durch unerhörte Mengen schwarzen Kaffees und lindernde Gifte zu überlisten. Nur in seltenen Zwischenpausen, besonders an der italienischen Sonne, liess das Leiden seine Krallen von ihm. Es wird nicht viele Briefe an seine Bekannten geben, in denen er nicht über den grossen Lebensfeind Asthma klagte. Gewiss, zuweilen mag es auch ein willkommener Vorwand gewesen sein, eine Begegnung, ein Lesen in literarischen Zirkeln, eine rasch übernommene Verpflichtung abzusagen. Soll man diese Schwäche dem scheuen Dichter, der sich unter fremden Menschen so grässlich unwohl fühlte, ankreiden?

Berühmt – und vergessen

Als Heinrich Federer am 29. April 1928 an den Folgen einer Blinddarmentzündung starb, war er ein weit über die Landesgrenzen hinaus bekannter und verehrter Schriftsteller. Nicht nur die Redaktionen aller namhaften Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten lange, ehrenvolle Nachrufe, sondern auch der Zürcher Stadtrat, der Zürcher Regierungsrat, der Obwaldner Landammann und selbst der Bundesrat würdigten Federers Verdienste und sprachen von einem «grossen Mitbürger» und «gottbegnadeten Dichter».

Im Berner «Bund» beispielsweise heisst es am 30. April 1928: «... Er war wohl glücklich, als Seelsorger im grünen Toggenburg wirken zu dürfen, aber das Asthma verbot ihm Predigt, Unterricht und Krankenbesuch und wies ihn auf den recht sonderbaren Weg, an einem 'kleinen Blatt in Zürich zu verschnaufen'. Von dort aus ging's in die Literatur, und der Novellenwettbewerb einer deutschen Zeitschrift, von Federer mehr kuriositätshalber beschickt, gewährte ihm das grosse Los und damit die rasche Berühmtheit im reichsdeutschen Schrifttum. Sie schadete ihm nicht! Im Schwabenalter erst räumte er die vollgestopften Schubladen seines Schreibtisches aus, sichtete streng und beglückte die Welt mit dem ausgewachsenen Erstling seiner 'Lachweiler Geschichten'.
Sein Werk ist schweizerisch. Es wurzelt in der Eigenart unseres Volkstums, es will aber die Allgemeingültigkeit des menschlichen Schicksals darstellen. Sein Zwiegesang zwischen Berg und Mensch verzichtet auf bereitgestellte Herdenglockenbegleitung und kommt ohne den Scheinwerfer des kitschigen Alpenglühens aus.

Es ist heute, wo wir diesen meistgeliebten Namen des schweizerischen Schrifttums von der Tafel der Lebenden löschen müssen, tröstlich zu wissen, dass ihm Anerkennung und Dank in reichem Masse und in den Formen zuteil wurden, über die unsere in solchen Dingen sparsame Öffentlichkeit verfügt...»
Der Dichter aus Obwalden wurde viel gelesen und gar mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer verglichen. Und dennoch ist er mit den Jahrzehnten – besonders nach dem Zweiten Weltkrieg – nach und nach in Vergessenheit geraten.
Viele seiner literarischen Zeitgenossen hier mussten zwar das gleiche Schicksal hinnehmen. Namen wie Maurus Carnot, Meinrad Lienert, Arnold Ott, Josef Viktor Widmann, Jakob Christoph Heer, Jakob Bosshart, Ernst Zahn, Simon Gfeller, Jakob Schaffner, Albert Steffen, Francesco Chiesa, Josef Reinhart – um nur eine Hand voll zu nennen – sind längst aus den «Bestseller-Listen» verschwunden.
Was geschah nach 1928 mit dem Werke Heinrich Federers, den heute ausserhalb der katholischen Innerschweiz kaum mehr jemand –

vor allem in der jüngeren Generation! – kennt? (Ausgeklammert sei auch die Gemeinde Jonschwil, für die der frühere Kaplan noch immer ein unbezahlbarer Werbeträger ist.)
Dazu meint der Zürcher Literaturkritiker Charles Linsmayer: «Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs fanden Federers Bücher weiterhin viele begeisterte Leser. Der Grote-Verlag gab sogar eine (allerdings nie fertig gewordene) Gesamtausgabe seiner Werke heraus. Dann aber geriet Federer im weiteren deutschen Sprachgebiet mehr und mehr in Vergessenheit. Nach 1945 verblasste, sieht man von einigen Wiederbelebungsversuchen ab, sein Ruhm bald einmal völlig.

Wer Federers Werke heute unvoreingenommen liest, staunt über dieses Phänomen. Die konventionelle Schreibweise allein kann es ja kaum gewesen sein – Keller und Meyer gehören noch immer zu den heimlichen Bestsellern des Buchhandels. Vergriffen waren die Werke Federers auch nicht, und wenn, dann jeweils nur für kurze Zeit. Nein, die Gründe für Federers Verschwinden aus dem Bewusstsein der literarischen Öffentlichkeit liegen nicht bei seinen Werken, sie sind weit eher da zu suchen, wo man diese Werke verwaltete, wo man sie bewertete und kommentierte.
Zum einen schwiegen nach 1945 jene Stimmen, die sich im nichtkatholischen Bereich – nicht zuletzt, weil man den Mann und seine tolerante Haltung gekannt hatte – für sein Werk eingesetzt hatten. Zum andern gingen seine Bücher und ihre Betreuung in die Hände eines um Federer ausserordentlich bemühten katholischen Verlags (Rex-Verlag, Luzern) und einer eng mit diesem zusammenarbeitenden katholischen Schweizer Buchgemeinschaft über. Die Federer-Biographik wurde, nachdem sich vor dem Kriege noch Arnold H. Schwengeler, Oswald Floeck und Gottlieb Heinrich Heer mit seinem Werk und seinem Leben befasst hatten, jahrzehntelang praktisch zur alleinigen Domäne eines einzigen Gelehrten, des Benediktinerpaters Dr. Sigisbert Frick aus Sarnen, der Zugang zu vielen unveröffentlichten Dokumenten hatte und mit dem "Heinrich-Federer-Bund" und dem von diesem bevorzugten Verlag zusammenarbeitete. So kam es, dass das, was von katholischer Seite schon bei Federers Tod als wichtigste Komponente seines Werkes herausgestrichen worden war – das lehrhafte Katholisch-Christliche – , immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses rückte, dass Federer immer einseitiger zum Dichter der katholischen Innerschweiz abgestempelt wurde, zum Dichterprediger, zum Priesterdichter, zum volkstümlichen katholischen Geschichtchen-Missionar.»

Dorforiginale und Käuze, «Kartoffelpfarrer» und hustende Kapläne...

Wer Federer aufmerksam liest, wird einen heiter-kritischen, gemütvollen und zugleich skeptischen Dichter entdecken, der bei allem Traditionsgemässen eine Vorliebe hatte für die Zukurzgekommenen, die Aussenseiter, die Gestrandeten der Gesellschaft. Man wird einem Dichter begegnen, dem die katholische Religion nie ein Vorwand war für Beschönigungen, der seinem Glauben zum Trotz echte Tragik kannte. Irreführend ist daher die Etikette «Katholischer Priesterdichter», die man ihm gerne anheftet. Federer war in erster Linie ein überzeugter Christ, wenn auch im katholischen Gewande.

In der «Schweizer Rundschau» (Neue Folge) ist im April 1958 ein Beitrag zu Federers dreissigstem Todestag erschienen. Diese Beurteilung – übrigens von katholischer Seite – gibt ein denkbar schiefes Bild von ihm: «Er starb am Sonntag, 29. April 1928, in der ersten Morgenstunde, ganz unerwartet an einer plötzlichen Schwäche des Herzens. Ein paar Tage zuvor war er noch im Konzert gewesen, der stille, immer vom Asthma geplagte Mann mit dem vom Schmerz verzogenen Mund und dem scharfen, etwas übertriebenen Profil. Nun lag er in der Totenkammer des Spitals, von Kerzen umflackert, im violetten Ornat.
Es gab ein grosses Trauergeleite, es gab Reden in der Kirche und am Grab, und Tausende umsäumten die Strassen, obwohl es in den letzten Jahren seines Lebens still um ihn geworden war. Er hatte nicht mehr viel geschrieben, er war zu kränklich dazu, zu schwach und zu müde. Er sass nur noch in seiner Zürcher Wohnung an der Bolleystrasse, an einem Fenster in seinem Lehnstuhl.

Dort war schon immer sein Platz gewesen. Denn er war ein Winkel- und Fenstermensch, aus Kränklichkeit, aus Scheu, aus einem Schwindelgefühl vor dem Leben. Er 'fürchtete die Mitten weiter Stuben und hoher Korridore', er liebte sie nur 'von der gesicherten heimlichen Ecke aus'. Schon als Knabe verkroch er sich gern unter die Schürzen der Mädchen und lag am liebsten im Bett, mit Träumen und Phantasien beschäftigt. Er hatte ein empfindsames und zartes Gemüt (der in seinen Werken scheinbar so robuste Mann). In den Jahren der ersten Reife verlor er zwar seine Schüchternheit ein wenig. Er wollte nun einmal so sein wie die andern. Aber dann überfiel ihn wieder das – später wohl auch psychogene

– Asthma und zwang ihn zur Zurückgezogenheit, zwang ihn wieder zurück in den Winkel und an den Fensterplatz. Zwei Drittel seines Lebens hat er mit Sitzen verbracht, mit Träumen und Husten, mit Schwachsein, Kuren und sorgsamer Schonung.
Aber in seinen Werken schrieb er nichts davon, denn er liebte die Gesunden und Starken. Er bewunderte sie und dachte ihre Schicksale aus. Er war kein Neider und machte aus seinen Gebresten keine Literatur. Er sah den andern nur zu von seinem Fensterplatz aus, obwohl es in ihm rumorte und das hitzige Blut nicht immer willens war, das leise, allzu leise, temperierte Dasein zu ertragen, dieses langsame Gehen und ein wenig Kaffee Trinken, diese Ausgeschlossenheit von Wein und Rauch und Männerwelt.
Dass er nur drei oder vier Schauplätze kannte, versteht man: das Obwaldnerländchen um Brünig und Pilatus, Jonschwil, wo er Kaplan geworden war nach den theologischen Studien, ein schmächtiges und immer hustendes Kapländchen; später die umbrischen Dörfer und abruzzischen Wege, die Landschaft des Poverello, ein wenig Brienz, ein wenig Zürich und sonst nichts. Er war nicht weit herumgekommen. Von einem Fensterplatz sieht man nicht weit. Er schrieb denn auch nur von Menschen und Dingen, die gewesen waren, in der Weltgeschichte, in der eigenen Geschichte. Er blieb in den Achtziger- und Neunzigerjahren verfangen, in Kindheit und Jugend und in den ersten Mannesjahren.
Während in den Städten sich schon die Expressionisten überschrien, schrieb Heinrich Federer noch im alten Stil von Gottfried Keller, las Tolstoi und Turgenjew, las Manzoni und die 'famosen Sächelchen von Daudet', Flauberts 'Madame Bovary', Stifter, Meyer, Gotthelf. So wie er zögernd durch die Welt ging, so ging er zögernd durch die Zeit, leicht den Schritt verhaltend und konservativ, zwar aufgeschlossen für das Soziale, mit den einfachen Menschen sympathisierend, aber verhaftet an Tradition und Brauchtum, an orthodoxe Kirchlichkeit und an die hierarchisch-patriarchalische Welt seiner Bergler und Bauern. Er hielt am Alten fest, denn alles Neue hätte ihn zu rasch verzehrt.

Er hatte zwar nichts zu tun mit einer katholischen Ghetto-Literatur, dieser belletristischen Katechese und nazarenisch eingesulzten Moral; seine Kirchenmänner sündigen so wacker wie sie beten, und seine Pfarrhaus-Köchinnen sind energische Frauenzimmer, an Bigotten fand er keinerlei Gefallen und allen heuchlerisch frommen Redensarten ging er aus dem Weg. Aber schon die Artikelfolge von 'Philalethes' (1898) und dann die berühmt gewordenen 'Senex'-Artikel (1910) im katholischen Literaturstreit zeigen auch seine literarisch-konservative Gesinnung. Sie sind abwehrend, dämpfend, in einer alten Ästhetik befangen. Er schrieb auch noch Kleinstädter- und Dorfgeschichten mit Standes- und Sippenkonflikten, als in Frankreich schon Mauriac begonnen hatte und Bernanos an seiner 'Sonne Satans' schrieb. Er war eine Übergangserscheinung, zur literarischen Generation der Handel-Mazzetti gehörend, etwas zurückgeblieben in Konflikten und Problemen, mit der ethischen Determinante von Stifter und Gotthelf und dem schweizerischen Realismus Kellers, gesund im Gefühl, aber ein wenig verschnörkelt im Stil, und einem gemilderten alemannischen 'Barock' verpflichtet, im Humor, in der Ausdrucksweise, in der Profilierung der Gestalten. Das Komponieren war nicht seine Stärke, dazu war sein Stofftrieb viel zu stark, und er beschrieb in seinen Büchern auch immer wieder dieselben Menschen aus Sachseln und Jonschwil, Dörfler und Bergbauern, Dorforiginale und Käuze, rüstige Weiblein und streitbare Pfarrherren, 'Kartoffelpfarrer' und hustende Kapläne, verbummelte Landgenies und Dorfschullehrer, sich selbst, seinen Vater, seine Mutter. Er hatte sie alle gekannt und konnte sie nicht vergessen. In ihrem abgezirkelten Kreis trieben sie ihren Schabernack und ihre vom Wein bedunsteten Tollheiten, zankten und versöhnten sich und spannen ihre Dorfintrigen. Es war eine kleine und eine schon fast vergangene Welt, aber es war seine Welt, und er hielt an ihr fest. Er sass auch hier an einem Fensterplatz, gütig, still, schalkhaft und humorvoll, untendenziös und unpolemisch, ein toleranter und begabter Erzähler, ein Fabuliertalent und ein im Leiden auch weise gewordener Mensch.» (Bert Herzog)

«Jonschwiler Trilogie»

Dieser Begriff ist nicht in die Literaturgeschichte eingegangen. Indes weiss man im «grünen Toggenburg» sehr wohl, was damit gemeint ist: die drei Bücher von Federer, die auf seine Zeit als Kaplan in Jonschwil zurückgehen. Es sind – in der Reihenfolge ihres Erscheinens –: «Lachweiler Geschichten», «Jungfer Therese» und «Papst und Kaiser im Dorf».
Dass er vieles nichtkatholischen Verlagen anvertraute, hatte ihm manchen Vorwurf eingebracht. So sind sämtliche Romane bei Grote in Berlin erschienen. Federers Rechtfertigung dazu: «Wenn ich von dem leben müsste, was die Katholiken mir verschaffen, von den paar Büchlein, die unsere Katholiken von mir kau-

fen, so könnte ich sogleich abdanken.» (An Anton Stockmann, 1913.) - Aber warum gerade der Verlag Grote? – Bei ihm veröffentlichte der deutsche Pastor Gustav Frenssen seine Werke. Diesen Schriftsteller schätzte Federer sehr hoch und hielt ihn «für einen unserer grössten Erzähler». Der Pastor und der Kaplan – verwandte Seelen beim gleichen Verlag.

Federers Entwicklung als Schriftsteller ist stets kritisch beobachtet worden. Es liegen zahlreiche Urteile aus der Presse vor, mit Lob, aber auch mit Tadel. – Die «Lachweiler Geschichten» kamen 1911 auf den Büchermarkt. Die Beurteilung ist im Allgemeinen positiv, doch muss der Verfasser auch Federn lassen, und zwar gehörig. Ein Beispiel: «... Ob und wo es in der Schweiz einen Ort Lachweil gibt, konnte ich nicht feststellen; es ist auch belanglos, denn diese fünf Geschichten könnten gerade so gut in einem anderen versteckten Schweizer Dörfchen spielen. 'Geschichten', sagt der Autor. Es ist ein simples Argumentieren... – ... Es ist viel, sehr viel Mache bei all diesen Geschichten; man hat nie restlos den Eindruck, als spiele sich hier eine Begebenheit von typischer Bedeutung ab; man hat auch nie durch eine ganze Geschichte hindurch jenen inneren Anteil an den Geschehnissen, der miterlebt, ohne zu bangen, dass er gewaltsam vom Autor überrascht werde. Prächtig, ganz ausgezeichnet fangen die vier Hauptsachen an, um sich bald oder erst gegen das Ende ins sensationell Verblüffende zu verlieren. Entweder sind nun alle diese Stoffe erfunden und Heinrich Federer ist noch nicht reif, sie aus sich heraus werden zu lassen, oder aber, die Stoffe waren da, und der Dichter verstand es nicht, ihre Wesenszüge zu erkennen und zu gestalten... – ... Ich habe nach diesem Bande 'Lachweiler Geschichten' nicht den Eindruck, als ob sich in Heinrich Federer ein grosser Dichter vorstelle. Jedenfalls darf man sich durch die feine Ironie, die mitunter köstlich hervortritt, nicht beirren lassen, denn sie ist noch lange nicht der Freibrief eines Poeten.» (Dr. Johannes Eckardt, «Salzburger Chronik», 1. September 1911.)

«Jungfer Therese», der Roman von Federers Kaplanenjahren, ist 1913 erschienen. «In diesem Buch schildere ich einen quasi modernistischen Kaplan und seine Heilung durch Gnade und gesunden Menschenverstand», sagt der Autor. Diese Jungfer, die «dastand in ihrem soliden Quadrat wie ein nicht durch Pulver und Blei umzubringendes Geschöpf Gottes», ist ausserordentlich berühmt in Jonschwil und Umgebung.

Gerade dieses Buch aber hat Federer am meisten Kritik eingebracht. Nicht die titelgebende stramme Kaplanenköchin Therese Legli sei die Hauptperson, heisst es etwa, sondern der Neupriester Johannes Keng. Oder: Der Verfasser mache den Klerus lächerlich, die Erzählung werde durch umfangreiche Betrachtungen auseinandergerissen, die teils recht alltäglich, teils zu theologisch seien. Geistreiche Ergüsse seien zwar immer willkommen, aber wenn zu viel Wasser in den Wein geschüttet werde, berausche er nicht mehr...

Scharf ins Gericht mit Heinrich Federer geht «Das Neue Jahrhundert» (München und Augsburg) am 8. Februar 1914: «Wie uns der Schriftsteller Federer enttäuschte. – 'Jungfer Therese' hat uns um eine Enttäuschung und eine Erfahrung reicher gemacht. Freilich ist es nur die alte Erfahrung, dass neu aufgehende Literaturgrössen nach einem glücklichen Wurf, vom Lesepublikum und vom Verleger gedrängt, in ungesunder Hast entweder das alte Thema in der alten Form variieren oder ein neues Problem unfertig als unreife Frucht von sich geben. In letzterem Falle treten Unklarheit des Hauptgedankens, Vernachlässigung des Stils und Zerfahrenheit in der Komposition als die verräterischen Kennzeichen einer übereilten Arbeit auf. Aus dem Schatze der vielleicht reichen Erfahrungen und wertvollen Einzelbeobachtungen wird herangeholt, was nur irgendwie mit dem Thema zusammenhängt. Es entsteht kein fein komponiertes Gemälde, in dem die Nebengestalten sich harmonisch um die Hauptgestalt gruppieren, in dem jede Einzelheit sorgfältig abgetönt und in Beziehung zum Gesamtbilde gestellt wird und so einen einheitlichen und tiefen Eindruck hervorruft, sondern ein buntes Gemisch von Einzelbildern ist auf einer Tafel vereinigt, jedes in besonderem Stil, jedes ein Stück für sich, geneigt, den anderen den Platz streitig zu machen. Sie drängen und schieben einander, man weiss nicht mehr, was die Hauptsache, wer die Hauptfigur ist, denn alle sind gleich gross – oder gleich klein. Es entsteht ein Zerrbild...» – «Papst und Kaiser im Dorf» (1924) hingegen hat bei den Kritikern eine gute Aufnahme gefunden. Mehr als von kleinen Mängeln und Schönheitsfehlern ist nicht die Rede. Etwa, dass die Unklugheit und Ungeschicklichkeit des guten Pfarrers (Carolus Bischof) oft bis an die Grenzen des psychologisch noch Möglichen reiche. (P. Alois Stockmann, «Stimmen der Zeit», 1926.) – Oder der angesehene Eduard Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung vom 21. September 1924: «... Dieser Roman 'Kaiser und Papst', so konservativ er in seiner Substanz sei, ist ein augenfälliges Plus des schweizerischen Schrifttums überhaupt. Mehr! – Ein Plus der Dorferzählung aller deutschen Lande.»

Abgesehen von Kochbüchern und Ratgebern...

Bücher, Bücher, Bücher – so weit das Auge reicht. An Buchmessen, bei Zeitungskiosken, in Grossbuchhandlungen, sprich: Buchwarenhäusern. Die Kulturseiten und Literaturspalten heute quellen über von Hinweisen auf Bestseller. Inserate und Plakate werben mehr oder minder schrill für den gewaltigen Ausstoss an neuer Literatur. Hat da ein stiller, scheuer Dichter wie Heinrich Federer noch Platz?

Wo Bestseller sich breit machen, müssen alte Bücher weichen. Doch nicht verdrängen sollten sie jene bewährten Werke, in denen noch immer gefunden werden kann, was der modernen Literatur weithin fehlt: Sinndeutung unseres Schicksals, unerschütterlicher Optimismus, hoher Sinn für Gerechtigkeit und Glaube an das Gute im Menschen. Bei Heinrich Federer wäre so etwas zu entdecken. Lassen wir ihn daher in unseren Bücherregalen.

Wie wollen Sie jemandem Mozart erklären, der ihn noch nie gehört hat? Wie Heinrich Federer, wenn man ihn nicht gelesen hat? - Es werden wohl nicht mehr seine zeitbedingten Romane sein, die den Leser von heute besonders beeindrucken, sondern die in sich geschlossenen Novellen, die Italien zum Thema haben, oder die eine oder andere der Lachweiler Geschichten, in denen Erzählfreude und Phantasie in kunstvoller Form gebändigt sind. Sie sind die Gleichnisse grösserer Lebensvorgänge, makellos in ihrer Art, liebenswert und von schalkhaftem Humor durchsonnt, vom Glauben an Gott und das Gute im Menschen getragen. So besehen bilden sie ein unauffälliges, aber notwendiges Gegengewicht zur ganz anders gearteten Literatur unserer Gegenwart. Die Lektüre von Federers bestem dichterischem Gut wird damit zur tröstlichen Einkehr in einer unversehrten Welt.

Ist Federers Stil zu blumig? – Ist sein Ton zu moralisierend? – Wirkt sein religiöses Grundanliegen veraltet? – Sind seine Themen nicht mehr zeitgemäss? – Das erkunden der Leser und die Leserin am besten selbst, dabei auf ihre unantastbaren Rechte pochend: Seiten zu überspringen oder ein Buch nicht zu Ende zu lesen. Sie aber haben auch das Recht, ein Buch noch einmal zu lesen. Bei Heinrich Federer könnte das durchaus geschehen, denn er mutet in manchen Fragestellungen und Ansichten geradezu modern an.

Dorothee Sölle, die bekannte deutsche Theologin, sagte unlängst in einem Gespräch mit dem «Kirchenboten für den Kanton Zürich» Folgendes: «... Wenn ich ehrlich bin, ich kämpfe mit einem kulturellen Pessimismus. Lassen Sie mich das an einem mir wichtigen Beispiel zeigen: Ich stamme aus einer Lesekultur, bin Schriftstellerin. Für mich gehört Lesen zum Menschen. Und ich lebe in einer Welt, in der das abgeschafft wird. Eine Verwandte von mir, die auf dem Land lebt und in einer kleinen Kirchenbibliothek mitarbeitete, hat mir erzählt, sie habe niemanden mehr dazu bewegen können, so etwas Altmodisches wie ein Buch zu sich zu nehmen, die Kinder etwa hätten nur noch nach Videos gefragt. Für mich ist das eine schreckliche Geschichte. Sicher gibt es immer eine Minderheit, die liest, aber die grosse Zeit des Buches ist vorbei. Wenn man von Kochbüchern und Ratgebern und so absieht.»

Da vergeht allerdings auch Federers «epischen Karrengäulen» das Wiehern...

Quellen

Aregger Agnes, «Heinrich Federer (1866 bis 1928) – 'Als das Höchste im Vaterland steht mir das Gewissen'», in: «Grenzfall Literatur», Joseph Bättig/Stephan Leimgruber (Herausgeber), Freiburg, Schweiz, 1993.

Aregger Agnes und Edwin Schweizer (Herausgeber), «Heinrich Federer – Durch Zeit und Welt – Journalistische Beiträge zum Zeitgeschehen», Rex-Verlag, Luzern, 1990.

Cattani Paul, «Gespräche mit Heinrich Federer», Räber-Verlag, Luzern, 1967.

Frick Sigisbert, «Federer-Briefe», Rex-Verlag, Luzern, 1963.

Linsmayer Charles, «Heinrich Federer – Dichter, Priester und Kämpfer für soziale Gerechtigkeit», Nachwort in: «Heinrich Federer – Gerechtigkeit muss anders kommen! – Meistererzählungen», Verlag «Die Arche», Zürich, 1981.

Schweizer Edwin und Bernhard Sohmer, «Heinrich Federer – Lachweiler Tage», Verlag M. Egli, Jonschwil, 1996.

Verschiedene Kritiken aus der Presse über Heinrich Federer (In- und Ausland).